

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 1 (1925-1926)
Heft: 4

Artikel: Gedanken über die Ehe
Autor: Häberlin, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065368>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gedanken Über die Ehe

von F. Häberlin.

Professor an der Universität Basel

Im ersten Artikel ist versucht worden, sozusagen theoretisch und auf kürzestem Wege das zentrale Eheproblem zu entwickeln. Es besteht darin, dass die Geschlechtsliebe der charakteristische Beweggrund zur Ehe ist, dass sie aber nicht Traggrund einer als Lebensgemeinschaft aufgefassten Ehe sein kann, ja im Gegenteil eine solche Gemeinschaft ständig zu stören geeignet ist. Dass deswegen die Ehe in der Regel eingegangen wird, ist zugleich die eigentliche Gefahr der Ehe. Man kann darum wohl von einer innern Tragik der Ehe sprechen.

Wenn sich diese Tatsache «theoretisch» aus der Natur der Geschlechtsliebe ableiten lässt, so ist das Gesagte doch leider weit davon entfernt, «blosse Theorie» zu sein. Das häufigste und geradezu charakteristische Ehe-Unglück bildet jedenfalls eine Illustration dazu, welche an praktischer Lebendigkeit nichts zu wünschen übrig lässt. Wir wollen heute, bevor wir dann in den folgenden Artikeln auf die Möglichkeiten der Lösung des Problems eingehen, aus gesammelter Erfahrung diese «Praxis» ein wenig zu Worte kommen lassen.

Es gibt viele unglückliche Ehen, viel mehr als offiziell als solche bekannt oder

zugegeben sind. Das meiste wird ja verborgen, verheimlicht, vertuscht, beschönigt, vor der Welt, vor der weitem Familie, vor den eigenen Kindern, ja nicht selten von den Ehegatten vor sich selbst. Manchmal eröffnet sich plötzlich ein Einblick, und dann stürzt eine Welt von Täuschung oder Illusion zusammen. Mir ist die Schilderung eines jungen Studenten in unauslöschlicher Erinnerung. Er hatte eine ideale Auffassung von der Ehe gehabt und hatte sie in der Ehe seiner Eltern verwirklicht geglaubt. Bis er einmal eine Szene belauschte, die alle Schleier herunterriss. Von dieser Stunde an war der junge Mann Pessimist, nicht nur gegenüber der Ehe, er «glaubte überhaupt nichts mehr». Selber bin ich als Knabe mit einer Botschaft am Sonntag Morgen in ein Haus gekommen, das als Muster eines christlichen Hauses galt. Ich traf Mann, Frau und Grossvater, schon mit den Gesangbüchern zum Kirchengang ausgerüstet, in einem hässlichen Wortwechsel, der mit Schlägen endigte. Zehn Minuten später sah man alle mit fromm-glücklich lächelnden Gesichtern zur Kirche gehen.

Dass Menschen sich in der Ehe unglücklich fühlen, kann natürlich ver-

schiedene Ursachen haben. Die ökonomische Lage, der Gesundheitszustand, das Ergehen und Betragen der Kinder, das Verhältnis zu den Verwandten, dies alles und mehr noch kann eine Rolle spielen. Aber genau genommen ist das Unglück, das aus derartigen Quellen stammt, nicht eigentlich Ehe-Unglück, obwohl es mit dem Verheiratetsein zusammenhängen mag. Wir würden auch eine Ehe, in welcher die Gatten unter der Ungunst der Verhältnisse oder unter dem Betragen anderer zu leiden haben, deswegen nicht eine unglückliche Ehe nennen. Vielmehr sparen wir diese Bezeichnung für die Fälle, da die Gatten durch einander selber und aneinander leiden, da die Quelle des Unglücks im ehelichen Verhältnis selber besteht. Ehe-Unglück ist das Leiden der Gatten an ihrem ehelichen Verhältnis.

Geht man solchermassen unglücklichen Ehen oder vielmehr dem Unglück solcher Ehen auf den Grund, wie es der seelsorgerliche oder ärztliche oder pädagogische Berater tun muss, so stösst man nach meiner Erfahrung sozusagen ausnahmslos überall auf dieselbe Ursache. Diese Ursache ist das Versagen desjenigen Elementes der Ehe, welches gerade das charakteristische Element der ehelichen Verbindung und des ehelichen Verhältnisses war und ist: das Versagen der geschlechtsbestimmten Liebe als Fundament der Lebensgemeinschaft.

Von Männern und namentlich von Frauen, die mir ihr Unglück offenbarten, habe ich wie oft gehört: « und wir haben uns doch so lieb gehabt. » Ich bin immer in Versuchung, zu antworten: eben darum! Eben weil ihr euch so lieb ge-

habt habt, oder genauer: weil ihr wesentlich auf diese Liebe hin geheiratet habt, eben darum, und nicht trotzdem, seid ihr unglücklich geworden. Junge Leute glauben das nie, älteren kann man es eher klar machen. Es klingt ja auch verrückt und unglaublich. Und wenn man daraus die Folgerung ziehen wollte, Leute, die sich lieben, sollen sich nicht heiraten, so wäre diese Folgerung natürlich falsch. Ebenso falsch wie die, dass man nur den heiraten dürfe, den man überhaupt nicht liebt. Das Problem besteht nicht darin, die Geschlechtsliebe auszuschliessen, sondern darin: trotz vorhandener Geschlechtsliebe eine wahre Ehe, als Lebensgemeinschaft, zustande zu bringen. Aber eben: diese Verbindung von rechter Ehe und Geschlechtsliebe ist nicht selbstverständlich, sondern sie ist ein Problem, und zwar das eigentliche Eheproblem. Doch soll davon später noch die Rede sein. Vorerst einige besondere Fälle, nach Beispielen aus dem Leben. Nur einige wenige; wollte man alle Möglichkeiten aufzählen, das würde mehr als ein dickes Buch geben.

1. Der Mann klagt: Am Anfang ging alles gut. Wir waren ein Herz und eine Seele. Wir verstanden uns immer, und so oft ich aus dem Geschäft heimkam, erwartete mich eine zärtliche Gattin. --- Jetzt ist es anders, und ich weiss gar nicht, wie es langsam so gekommen ist. Es ist, wie wenn wir uns einander nicht mehr verständlich machen könnten. Manchmal komme ich in sehnsüchtiger und auch froher Erwartung nach Hause, bin bereit, alle Differenzen zu vergessen und so zu sein wie früher. Wenn jetzt meine Frau lieb zu mir ist, so denke ich, dann soll ein neues Leben beginnen. Ich

kaufe unterwegs Pralinées, wie ich sie ihr früher oft mitgebracht habe. Zu Hause treffe ich meine Frau beim Tischdecken. Sie wendet sich mir kaum zu. Sie hat hastige Bewegungen, ist offenbar ärgerlich, dass das Essen noch nicht fertig ist. Ich will sie in guter Stimmung zärtlich begrüßen. Sie wehrt ab, hat keine Zeit. Ihr Gesicht passt gar nicht zu meiner Stimmung und meinen Vorsätzen. Ich gehe weg und denke: Ich will einen bessern Moment abwarten. Aber nachher geht es nicht mehr. Die Stimmung ist gestört. Und es wird so wie meistens. Zuletzt sitze ich hinter der Zeitung, und sie stopft Strümpfe. Wir sprechen wohl zusammen, aber nicht das, was ich eigentlich wollte.

Die Frau klagt: Mein Mann ist nicht mehr derselbe. Er hat kein Gefühl mehr für mich. Er ist ein Egoist geworden. Wenn ich mich nach einem lieben Wort sehne, dann liest er gerade die Zeitung. Und wenn ich im Haushalt dringend beschäftigt bin, dann kommt er mit Zärtlichkeiten. Ueberhaupt diese Zärtlichkeiten! Er will ja doch nur etwas für sich, und wenn ich aus Pflichtgefühl nachgebe, dann ist er zufrieden, und ich bin für ihn erledigt. Er liebt mich nur sozusagen, nur um seinetwillen. Ich bin ihm Mittel zum Zweck. Meinen innern Menschen sieht er gar nicht. Ich schäme mich der Zärtlichkeiten, ich fühle mich vergewaltigt. — Wohl gibt es Momente der Harmonie, aber die sind wie Oasen in einer Wüste. Ich möchte dann jedesmal glauben, nun sei alles wieder gut, aber nach und nach verliere ich diesen Glauben, und der Gedanke an das, was nachher wieder sein wird, vergällt mir auch den schönsten Augenblick.

Der neutrale Beobachter sagt sich: Diese zwei Leute haben sich gern, wahrscheinlich nicht weniger als früher. Sie sehnen sich nach einander, sonst würden sie nicht einer am andern leiden. Aber sie finden nicht mehr den Weg zu einander, oder nur noch vereinzelt und sozusagen zufällig. Und das nicht trotzdem sie sich als Mann und Frau lieben, sondern wegen der Natur ihrer Liebe. Solange diese Liebe jung und neu ist, noch im Zustande der Werbung, solange zeigt sie ihre Krallen nicht oder nur vereinzelt, und man achtet nicht darauf. Denn Werbung will etwas, und wo man etwas will, da nimmt man sich zusammen. Später aber, im sichern Besitz, fällt das dahin; die geschlechtliche Liebe zeigt erst jetzt ihre wahre Natur.

Und diese Natur ist: Veränderlichkeit in der Stärke, auch wohl in der speziellen Richtung des Anspruches — und dann vor allem: Zwiespaltigkeit, egoistisch-erotische Doppelnatur.

Die Veränderlichkeit: Die Geschlechtsliebe hat ihre Periodizität, ihr Anschwellen und Abschwellen. Treffen die Zeiten gesteigerter Bedürftigkeit bei beiden Gatten zusammen, dann ist's gut. Aber das geschieht nicht immer, und geschieht um so weniger, je mehr das Leben des Alltags die beiden Gatten in ihren verschiedenen Berufen und Beschäftigungen trennt. Dann lieben sie aneinander vorbei. Und nichts verletzt mehr und kühlt das Verhältnis mehr ab, als wenn Liebesbedürftigkeit auf Liebesstumpfheit stößt. Es besteht ein Stück Lebenskunst und Ehekunst gerade darin, den Lebensgang so einzurichten, dass die Momente der Bedürftigkeit bei beiden Gatten möglichst zusammenfallen. Gut ist es in dieser



Richtung, möglichst viel gemeinsame Interessen und gemeinsame Arbeit zu haben, vor allem aber gemeinsame Erholung, gemeinsame Entfernung aus dem Alltag, Ausflüge, kleine Reisen, gemeinsame Vergnügungen. Auch vorübergehende Trennungen wirken gut (Eheferien!).

Die Doppelnatur der Geschlechtsliebe: Es ist davon im ersten Artikel die Rede gewesen. Auch nach dieser Richtung zeigt sich das wahre Gesicht der Geschlechtererotik nicht von Anfang an deutlich. Der Zustand der Werbung und der ersten Befriedigungen ist zu Illusionen geneigt. Man will geliebt sein, drum glaubt man an pure Liebe auch dort, wo der Besitzwille, der Egoismus das Feuer schürt. Später lernt man deutlicher unterscheiden. Man sieht nun den Egoismus in der Liebe und auch neben der Liebe. Nicht die Liebe ist anders oder auch nur geringer geworden, aber ihre Zweideutigkeit tritt deutlicher hervor, wird klarer gesehen. Man tut einander dann wohl Unrecht: man sieht nur noch den egoistischen Einschlag; die Enttäuschung macht ungerecht. Man klagt den Mann an, und sieht nicht, dass man die Geschlechtsliebe und nicht den Mann als solchen verantwortlich machen müsste. Man will geliebt und nur geliebt sein, und man weiss nicht, dass geschlechtliche Liebe ohne Egoismus gar nicht möglich ist. So wird man intolerant gegen das Befriedigungsbedürfnis des andern. Man verliert sozusagen den Humor.

Die Selbstbehauptung der Frau zeigt sich mehr in einer angeborenen, dem weiblichen Geschlecht natürlichen Zurückhaltung in der Liebe selber. Beim

Manne tritt sie eher als mehr oder weniger brutaler Besitz- und Befriedigungswille in die Erscheinung. So oder so stört sie die andere Seite, nämlich die Sehnsucht nach rückhaltloser Liebesvereinigung. Alle Reserve von der einen Seite und aller Besitzwille von der andern Seite wirkt mehr oder weniger abkühlend oder gar abstossend. Der Mann klagt über zu geringes Entgegenkommen, zu geringe Hingabe, die Frau über Rücksichtslosigkeit, Brutalität, Vergewaltigung; sie fühlt sich als Mittel zum Zweck missbraucht. Noch komplizierter wird die Lage durch die innere Verschiedenheit der männlichen und der weiblichen Geschlechtlichkeit; aber wir wollen nicht zu ausführlich werden. Das Gesagte genügt wohl, um unser erstes Beispiel verständlich zu machen. Verständlich zu machen, dass die « Liebe » selber es ist, welche dem Glück im Wege steht.

2. Der Mann sagt: Ich kann meine Frau nicht mehr sehen, ich hasse sie sozusagen, wenigstens zeitweise. Ihre Miene ist mir unsympathisch, ihr Sprechen regt mich auf, ihre Kleidung ärgert mich. Alle andern Frauen geben sich netter, sind freundlicher, haben ein gefälligeres Wesen. Es ist mir nicht wohl zu Hause, ich kann nicht mit ihr allein sein. In Gesellschaft ist sie auch ganz anders, viel aufgeräumter. Andre behaupten, sie sei eine famose Frau. Glaub schon: wenn sie zu Hause unter uns so wäre, dann würde ich bestimmen. Aber zu Hause hat sie ihr Werktagsgesicht, und das ist anders.

Die Frau sagt: Wenn ich mit meinem Mann allein bin, dann schliesst sich in mir etwas zu. Ich möchte wohl manchmal nett sein, aber ich kann nicht. Seine kalte Miene und sein geschäftsmässiges Sprechen

macht etwas in mir erstarren. Ich bin tatsächlich nur ich selbst, wenn ich allein bin oder in anregender Gesellschaft. Zu Hause fühle ich mich wie gefesselt; gut, dass ich meine Phantasie habe. Wie sehne ich mich nach Sonne und Glück! Ich möchte weit fort, hier reibe ich mich auf. Mein Mann ist mein Kerkermeister. Manchmal ertappe ich mich über dem halben Wunsch, er möchte eines Tages nicht mehr nach Hause kommen. Es ist schrecklich, ich weiss es, so zu denken, aber was kann ich dafür?

Der stille Beobachter sagt sich: Das ist eigentlich nichts neues, sondern nur die weitere Entwicklung oder die Verstärkung des ersten Falles. Die Entfremdung, deren Ursache in diesem ersten Fall aufgedeckt worden ist, führt sehr leicht zu unüberwindlicher Abneigung, ja, zu ausgesprochenem Hass. Die geschlechtliche Liebe ist dabei nicht etwa erloschen; ihr Fehlen würde vielmehr den ganzen zweiten Fall unverständlich machen. Abneigung ist immer das Negativ der Zuneigung und ist ohne Zuneigungsgrundlage undenkbar, und Hass entwickelt sich stets nur aus Liebe. Man muss wohl beachten, dass sich die Gatten des zweiten Falles nicht gleichgültig sind. Sonst würde nicht einer am andern leiden. Nein, sie sind nach wie vor auf einander eingestellt, und jeder bedarf des andern. Aber sie lieben und leben aneinander vorbei, und das wirkt auf jeden als Zurückweisung. Zurückgewiesene Liebe wendet sich ganz in der Regel in Hass, mit einer dem Liebestrieb innewohnenden Naturnotwendigkeit. Auch in diesem Fall ist die Geschlechtsliebe mit ihren Tücken am ehelichen Unglück schuld. Auch hier wirkt sie nicht etwa

Gemeinschaft bildend, wie viele zu glauben scheinen, sondern Gemeinschaft störend, und zwar in der besonders eindrucklichen Weise der Hass-Erzeugung.

3. Der Mann: Die Frau ist an und für sich ein gemeines Wesen. Sie lebt nur vom Gefallen, sie ist verkörperte Koketterie. Meine Frau ist auf der Stelle ein anderes Wesen, so bald ein Mann auftaucht. Sie wird lebendiger, ist angeregt, dreht sich und wendet sich, gibt sich von der besten Seite. Oh, ich sehe das alles. An mir hat sie offenbar nicht genug. Ich bin gerade recht dazu, das Geld zu verdienen. Ich bin ihr zu gewöhnlich, mich hat sie alle Tage, ich laufe ihr nicht davon, denkt sie. Gegen mich braucht sie also nicht besonders nett zu sein. Ich könnte sie manchmal umbringen, oder mich selbst.

Die Frau: Mein Mann ist ein Sauer-topf, ein Spielverderber. Ich glaube gar, er ist eifersüchtig. Wenn es nach ihm ginge, müsste man immer zu Hause sitzen, dürfte man keinen fremden Menschen sehen. Soll ich ein brummiges Gesicht machen wenn jemand freundlich zu mir ist? Darf man denn nicht mehr mit andern verkehren und mit Fröhlichen fröhlich sein, wenn man verheiratet ist? Mein Mann hat mich lebenswürdig gefunden, als er sich mit mir verlobte. Und wenn ich jetzt bin wie damals, sagt er, ich sei gefallsüchtig. Ja, es ist wahr; manchmal kann ich zu ihm nicht so nett sein wie zu andern; aber daran ist er selber schuld, warum macht er so ein Gesicht.

Die Kritik: Die Geschlechtsliebe, insbesondere die männliche, ist stark egoistisch. Sie will ihren Gegenstand besitzen, womöglich ganz allein für sich haben.

Auch harmlose Freundlichkeit gegen andre betrachtet sie als Beraubung, als angetanes Unrecht. Das wirkt auf die Frau als Fessel. Und wenn ihre Liebe, wie alle Geschlechtsliebe, schon an und für sich mehr oder weniger unstet ist, so treibt der männliche Egoismus sie erst recht dazu, sich anderswo nach Freundlichkeit, Entgegenkommen, Zutrauen, ja auch nach Liebe umzusehen. Es kommt dazu, dass die Geschlechtsliebe ihrer Natur nach mit der Treue auf gespanntem Fusse steht. Sie ist ein Trieb, der nach Befriedigung drängt, und ihr Gegenstand ist ihr insofern immer Mittel zum Zweck. Wenn er den Zweck nicht mehr erfüllt, so schweift sie tastend und suchend umher, und, wenn dann der Rechte kommt, so hat er leichtes Spiel. Sie ist ausserdem in sich selbst neuerungssüchtig; das Gewohnte wird leicht langweilig und schal. Das ist die Art des Triebes: Er will sich immer auf neue Weise befriedigen. Verstehen die Gatten nicht, sich gegenseitig immer wieder neu

zu sein — und das verstehen Männer schlechter als Frauen — so wird die im Trieb schlummernde Untreue geweckt. -- So stammt aus der Liebe, mit ihrem Egoismus, die Eifersucht, und diese ruft ihren Gegenstand in der Regel nicht zurück, sondern stösst ihn weiter weg. Andererseits ist die im Trieb lauernde Untreue geeignet, ihrerseits Eifersucht zu wecken. Und so entsteht ein heilloser Zirkel. Jedenfalls ist am Unglück unseres Falles gerade die Liebe und nichts als die Liebe schuld, — wenn man unter Liebe die Geschlechtsliebe versteht. Sie hat sich, entsprechend den Umständen und der Art der beteiligten Personen, getreu ihrer Natur ausgewirkt.

Diese Beispiele liessen sich, in immer neuer Variation, ins Ungemessene vermehren. Woher nähme sonst die Literatur der Liebestragödien ihren Stoff? Wir wollen nicht weiter aufzählen, sondern lieber fragen, was denn da überhaupt zu machen sei.

Diese Serie wird in einer der nächsten Nummern fortgesetzt.

DER SOLDAT

Vor näben mengen Johren scho
 Ist en Regrut go Holland cho,
 Ond ist do grad au Chriegszit gsee;
 So stellt men e halt eben hee
 Wo's Not tuo het. Do i der Front,
 Wil allbot so e Chugle chonnt,
 Gsiet er 's erstmol Blessierti scho,
 Das het der Poss halt wonder gnoh.
 „Nä“, sät er, „'s goht doch nüd eso,
 Me chönnt em jo i d' Augen cho.“
 Ond wil das Ding gad wider chonnt,
 Stoht er dry Schrett vor os der Front
 Ond rüeft: „Was ist das? Bokrement!
 Wössit ehr nüd, dass Lüt do sönd?“

J. MERZ